

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 5-6

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

möchte hier nur noch darauf hinweisen, was wohl Frankreich von einem solchen neuen Europa erhofft. Für diesen Plan kommt ja eigentlich nur ein kleiner Teil Europas in Betracht. Rußland auf der einen Seite, England auf der andern fallen weg. Auch bei Italien ist es sehr unsicher, was es zu den neuen Plänen schließlich sagen wird; einstweilen will es noch nicht das Geringste davon wissen. Ähnlich steht es auch mit Spanien. Was übrig bleibt, sind zwei Großmächte, Frankreich und Deutschland, und eine große Zahl Mittel- und Kleinstaaten, von denen eine ganze Anzahl französische Vasallen sind. Es ist klar, daß die Führung in einem solchen Europa bei den Franzosen liegen würde, die ja den Anstoß geben und außerdem die stärkste Militärmacht besitzen. Nun aber ist ein solcher Organismus nur dann denkbar, wenn die verschiedenen Mitgliedstaaten zueinander grundsätzlich freundlich eingestellt sind. In diesem Falle würde das nichts anderes bedeuten, als daß Deutschland eben auf der ganzen Linie sich mit dem bestehenden Zustande abfinden würde. Frankreich hätte dann die gewünschte sichere Garantie für den ungestörten Genuß seines Sieges und seines umfassenden Besitzes. Auf dem europäischen Festlande hätte es die Führung und Europa würde außerdem bei der Verteidigung des nicht ungefährdeten gewaltigen Kolonialreiches hinter ihm stehen. Das ist ohne Zweifel das Bild, das der französische Staatskunst vorschwebt. Ob seine Verwirklichung allerdings für Frankreich so völlig befriedigend ausfallen würde, das ist noch eine andere Frage.

Marau, den 26. Juli 1921.

Sektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

„Lebensdienst“.

Die unter dem Titel „Lebensdienst“ gesammelten Aufsätze von Jakob Wassermann verdienen Beachtung, weil sie sehr deutlich die Verfassung eines Kreises von Männern in Deutschland zeigt, der ohne Zweifel zu den geistig bedeutendsten zählt, sich nun berufen fühlt, aus der Zeitabgewandtheit des Dichters hervorzutreten und mitzuwirken an Deutschlands Erneuerung. Hier zeigt sich nun aber sofort ein schwer zu überwindendes Hindernis für den Verfasser, daß er sich ausgesprochen als Jude fühlt und ebenso sehr ein Deutscher sein will. Er entstammt einer seit Jahrhunderten im Fränkischen ansässigen Familie, die die Schicksale des Landes miterlebt hat. Er gehört also nicht zu jenen Juden, die, kaum aus Polen oder Rußland eingewandert, sich berufen halten, eine tätige Rolle im öffentlichen deutschen Leben zu führen. Diese Sorte wird von Wassermann so geißelt, wie es der „Hammer“ nicht schärfer tun könnte, freilich aus verletzter Liebe, sowie etwa Hölderlin am Schlusse des Hyperion den Deutschen eine zermalmende Strafrede hält, oder Görres es tut, wenn er Napoleon in einer Schlußabrechnung auch die deutsche knechtische Gesinnung, die ihm seine Triumphe ermöglicht habe, höhnisch an den Pranger stellt. Nicht zu jenem Juden also bekennt sich Wassermann, sondern zu dem orientalischen im mythischen Sinne „mit seiner verwandelnden Kraft zur Gegenwart“, und die ihn zum Schöpfer machen kann, wie das auf S. 174 ausgeführt wird: Das bezieht sich aber doch wohl mehr auf das Geistige und mag als ein Ideal richtig sein, während dem Leser nicht gleich ein Beispiel der Auswirkung dieser Kraft im deutschen Kulturleben zur Hand sein wird. Oder sollte hiermit doch mehr das orientalische Judentum als politischer Sauerteig gedacht sein, etwa in Walter Rathenau eine Verkörperung erfahren haben? Die Ermordung dieses Mannes hatte Wassermann zu einigen aus tiefstem Gefühle geschriebenen Zeilen getrieben. Er hat sie nun auch in die Sammlung aufgenommen und insofern ist eine Kritik gestattet. Was der Freund in heiligem Schmerze gesagt

hatte, bleibt unantastbar, was der in den politischen Kampf eintretende Schriftsteller befundet, darf überprüft werden. Und hier zeigt sich ein Unvermögen Wassermanns, die Dinge zu sehen, wie sie sind, ein Unvermögen aus seiner doppelten Stellung heraus. Daß Rathenau einem politischen Morde zum Opfer fiel, ist nicht verdammenstwerter, als daß Erzberger vorher das gleiche Schicksal erlitten hatte. Rathenaus geistig-schöpferische Kraft bleibe ununtersucht und unangefochten, aber er, der zum engeren Kreis um den Kaiser gehörte und als einer der eifrigsten Befürworter von Eroberungsplänen, als der Krieg günstig für Deutschland zu stehen schien, wirkte, mußte nun doch als ein schier unehrlicher Nutznießer der Revolution erscheinen, wenn er sich als Mitglied der demokratischen Partei, die sich als schärfste Gegnerin jener imperialistischen Politik bekannte, an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Reiches stellen ließ. Zwar hat schon mancher Politiker seine Ansichten von Grund aus geändert, aber noch niemals ist das als ein Zeichen besonderer Größe bewertet worden. Und Walter Rathenau war auch kein großer deutscher Staatsmann, wie er denn z. B. auch Viscount Albornot nicht den Eindruck hervorragender politischer Begabung gemacht hat. Diesen klaffenden Widerspruch zwischen dem früheren Verhalten und den neuen Bekenntnissen sieht Wassermann nicht; das Gefühl — in höchst achtenswerter Weise — überwiegt und es bricht in die empörte Anklage aus, daß Rathenau, nur weil er Jude war, ermordet worden sei, was sicher mitgewirkt hatte, aber nicht allein, wie die vielen noch lebenden früheren und jetzigen jüdischen Minister, und andererseits die Ermordung Erzbergers beweisen.

Aufschlußreich ist auch ein Aufsatz über das Nationalgefühl aus dem Jahre 1915. Man kann nichts Schöneres über die deutschen Landschaften und die deutsche Sprache sagen, es ist edel empfunden und ebenso ausgedrückt. Aber wie nun das Volk zu schildern war, als Schöpfer und Nutzer dieser Sprache, als Bewohner dieser Landschaft, als Former von beidem und durch beides Geformtes, da bricht der Aufsatz ab; er ist ein Bruchstück geblieben. Mit Sprache und Land ist Wassermann auf das Innigste verbunden, mit dem Volke nicht. Und darin liegt, wenn man das Wort anwenden darf, seine Tragik. — Das Heraus-treten des Dichters in die Politik des Tages, das Wassermann wünscht, wird in Deutschland von vielen Seiten als Forderung aufgestellt und die Meinung dabei vertreten, weil vor dem Kriege das so ganz unterlassen worden sei, so habe Deutschland — wenn auch nicht gerade deshalb den Krieg verloren — so doch mehr oder weniger. Kürzlich wurde beklagt, daß während der Philosophie Masaryk in Böhmen regiere und Paul Claudel einen hohen diplomatischen Posten bekleide und sogar in Rußland eine Stadt nach Maxim Gorki benannt worden sei, derartige Wirkungsmöglichkeiten dem deutschen Dichter und Denker versagt bleiben. Wassermann ist nicht so ehrgeizig, ja in einer Ansprache über die Bedeutung der deutschen Dichterkademie gibt er zu, daß diese eigentlich nur darin liege, daß sie eben überhaupt da sei. Also für sich erstrebt er keine solchen Erfolge, wie denn überhaupt eine sehr für sich einnehmende Persönlichkeit aus seinen Schriften spricht, nichts Vordrängerisches und Überhebliches bei aller Festigkeit eines klaren Wesens.

Diese hauptsächlich zu dem politischen Inhalte gemachten Bemerkungen nehmen nur einen kleinen Teil der in der Sammlung vereinigten Aufsätze heraus. Andere Leser werden sich mehr an die literarischen halten, die aber auch immer dem Leben dienen wollen und nicht in der dünnen Luftschicht des rein Ästhetischen sich aufbauen, und sie werden großen Genuß und Förderung erfahren durch das, was Wassermann etwa über Dostojewski sagt, um nur einen Gegenstand herauszugreifen. Unsere Sprache hat bei Wassermann einen ganz eigenen warmen und wohlklingenden Ton, sie ist mit edler, oft verhaltener und dann um so eindringlicherer Empfindung gesättigt. Und unser Lob wäre ganz uneingeschränkt, wenn noch weniger Zugeständnisse an — scheint es — zum Literatenwesen unausrottbar gehörende Fremdwörter gemacht würden. Warum immer mit Zement bauen, wo man Haussteine zur Verfügung hat!

Gerhard Boerlin.

Pflicht und Gewissen.

Die Regierung des Kantons Basel-Stadt hat jüngst einen Beamten, A. Bietenholz, entlassen, weil er in Befundung seiner militärisch feindlichen Gesinnung zur Waffenmusterung nicht erschienen ist, trotzdem dieser Beamte seine Stelle in ausgezeichnete, ja hingebender Weise versehen hatte. Für die Begründung hätte man sich auf Ausführungen des Philosophen Hegel berufen können, der in seiner Geschichte der Philosophie über den Fall Sokrates folgende Ausführungen (freilich in seiner schweren Zubereitung) macht: „Sokrates hat dem richterlichen Ausspruch sein Gewissen entgegengesetzt und sich vor dem Tribunal seines Gewissens freigesprochen. Aber kein Volk, am wenigsten ein freies und von dieser Freiheit als das athenische, hat ein Tribunal des Gewissens anzuerkennen, welches eben kein Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, kennt, als das Bewußtsein, das es hat. Hierauf kann nun aber die Regierung, das Gericht, der allgemeine Geist des Volkes antworten: Wenn du das Bewußtsein hast, deine Pflicht erfüllt zu haben, so müssen auch wir dies Bewußtsein haben, daß du sie erfüllt hast. Denn das erste Prinzip eines Staates überhaupt ist, daß es keine höhere Vernunft, oder Gewissen, oder Rechtsschaffenheit, wie man will, gibt als das, was der Staat dafür erkennt. Quäker, Wiedertäufer u. s. f., die bestimmten Rechten des Staates, z. B. der Verteidigung des Vaterlandes, sich widersetzen, können in einem wahren Staat nicht geduldet werden. Diese elende Freiheit, zu denken und zu meinen, was jeder will, findet nicht statt: ebenso nicht dies Zurückziehen in das Bewußtsein seiner Pflicht. Wenn dies Bewußtsein keine Heuchelei ist (bei Bietenholz sicher nicht), so muß, daß es Pflicht sei, was der Einzelne tut, von allen als solche erkannt sein. Wenn das Volk irren kann, so kann noch vielmehr der Einzelne irren; und daß er dies könne und viel mehr als das Volk, muß er sich bewußt sein. Überhaupt hat das Gericht auch ein Gewissen, und hat darnach zu sprechen: ja das Gericht ist das privilegierte Gewissen. Wenn nun der Widerspruch des Rechts in einem Prozeß darin besteht, daß jedes Gewissen etwas anderes verlangt: so gilt nur das Gewissen des Gerichtshofes als das allgemein gesetzliche Gewissen, von welchem das besondere Gewissen des Angeeschuldigten nicht anerkannt zu werden braucht. Zu leicht nur sind die Menschen davon überzeugt, ihre Pflicht erfüllt zu haben; aber der Richter untersucht, ob die Pflicht in der Tat erfüllt ist, wenngleich die Menschen das Bewußtsein davon haben.“ —

Spätere Ausführungen Hegels setzen sich dann mit dem Aufkommen neuer Gedanken, neuer Grundsätze auseinander. B.

Lob der Frau.

Wir haben in diesen Blättern uns noch nie zu Frauenfragen geäußert und gedenken auch heute nicht, es zu tun, nur einen freundlichen Beitrag möchten wir liefern, der in einem bestimmten Sinn den Kern der Sache trifft. Denn man muß bange sein, durch die Politisierung der Frau Zartestes und Kostlichstes ihres Wesens zu schädigen.

Als Mazzini in den Jahren 1835 und 1836 in Grenchen weilte, schrieb er seiner Mutter: „Le donne in Svizzera paiono di una altra razza che non gli uomini; pengano gentilmente e sono capaci di sentir delicato: gli uomini benchè buoni e cortesi son rozzi, grossolani e cento mila delle mie idee parrebbero ad essi folle.“ Wie zum Beweise des den schweizerischen Frauen erteilten Lobes beschreibt er seiner Mutter, wie aufmerksam die Töchter seines Hauswirtes an seinen Namens- tag mit einem Blumenstrauß und einem Glückwunschzettel gedacht hätten und teilt diesen auf deutsch mit so wie er gelautet hatte: „Mögen Ihre Tage immer den schönsten Frühlingsblumen gleichen — heiter — froh — sanft, ohne Stürme, wie ein heller Bach durch eine anmutige blumige Wiese hinfließen: bis die Unsterblichkeit Ihnen die Hand reicht, Sie in ihre seligen Wohnungen führt, wo Leiden keinen Zugang mehr finden, wo Tugend und Wohltun herrlich und ewig

werden belohnt werden.“ Mazzini spricht sich aufs Feinste über diese Äußerungen aus, die in der Tat Ausdruck einer edlen Seele sind. B.

Bücher-Rundschau

Eidgenössische Glossen.

Felix Möschlin: Eidgenössische Glossen. Eugen Rentsch Verlag, 1929. 290 S.

Möschlin widmet sein Buch Bundesräten, Nationalräten, Regierungsräten, Kantonsräten, Stadträten, Gemeinderäten und solchen, die es werden wollen. Es hat die Qualitäten eines staatsbürgerlichen Kompendiums. (Ein Register erhöht die Brauchbarkeit.) Damit ist nicht gesagt, daß alle brennenden Fragen unserer Demokratie darin besprochen oder auch nur angedeutet seien, aber wir finden doch über einen großen Teil kluge Aussagen und sehr brauchbare und hauptsächlich neue Daten. Das Buch ist kein geschlossenes Ganzes. Es ist sogar eigentlich nur eine Materialsammlung, denn es besteht aus Bruchstücken der von Möschlin in den letzten Jahren in der „Nationalzeitung“ veröffentlichten innerpolitischen Artikel. Die Vielfalt der Tagesbewegungen brachte es von selbst mit sich, daß diese Auslassungen, unter Stichworten gesammelt, einen Querschnitt durch unsere nationalen Probleme, vor allem die wirtschaftlicher Natur, ergeben, wie er für den jungen und alten Staatsbürger kaum instruktiver gedacht werden könnte. Also: hier ist Ersatz für den — man konsultiere Möschlin über das beschämende Wie — vor die Hunde gegangenen Staatsbürgerunterricht. Wie wäre es übrigens, wenn ein Verleger einen eidgenössischen Kalender mit den kernigsten dieser Glossen dekorieren würde? Wenn wir z. B. am 1. Juli lesen würden: „Wichtiger als die Parteizugehörigkeit ist die Eignung zum Amt“, am 2.: „Es lebe die lokale Leistung, wenn sie auch schlecht ist“, am Tag darauf: „Um unsern Durst zu löschen, geben wir jährlich 400 Millionen Franken aus. Laut Professor Landmann. Werktags eine Million, Sonntags zwei Millionen. Laut Professor Laur. Denn wir haben kein Geld“, etwa am 4. Juli: „Nur nichts Neues. Das scheint nachgerade die schweizerische Devise zu sein“ und am 5. wieder eine kleine statistische Pille: „Die Genfer sterben aus. Es ist ihr freier Wille. 1654 Geburten und 2109 Todesfälle“. In 365 Tagen erwürbe ein Refrut spielend eine Kenntnis der tatsächlichen Zustände unseres Landes, die heute manchem Ratshmitglied abgeht!

Eigentliche Stellung zum Buch zu beziehen, ist seines fragmentarischen Charakters wegen nicht leicht. Immerhin sind mehrere Dominanten klar erkennlich. Möschlin ist zum ersten ausgesprochen Vernunftgläubiger, von Statistik und Planwirtschaft eingenommen, zum andern — was logisch daraus hervorgeht — Zentralist, der dem einer rationalen Entwicklung nachhinkenden Kantoneigentum einen gut gezielten Nasenstüber nach dem andern versetzt, er ist zum dritten Eugeniker, den es nicht gleichgültig lassen kann, wenn unsere Volksgesundheit von gewissenlosen Stümpfern in den Abgrund gerissen wird. Endlich aber sieht er auch sehr klar — wie es eigentlich heute jeder sehen muß, der nicht absichtlich blind bleiben will — daß es in allem und jedem letztlich auf die Männer ankommt und nicht auf die Dinge: die fehlenden Männer und die zu einflußreichen (sofern es nämlich die falschen sind!).

Dieses letzte Kapitel, das von den Männern handelt, hätte man sich noch ausführlicher gewünscht, ist es doch nachgerade offensichtlich, daß die Unverantwortlichkeit der Kommissionswirtschaft auf jedem Gebiet unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens dem Ruin entgegenarbeitet. Es berührt darum hoch erfreulich, daß Möschlin aus dem echten Erfassen der wahrhaft positiven Werte heraus, trotz seiner pazifistischen und völkerbundsenthusiastischen Einstellung, dem Führertum General Willems alle Achtung bezeugt. Wir werden ja nun wohl jeden Tag deutlicher erkennen, daß alle gegenwärtigen Parteiformeln und Schlag-